(Zweites Blatt.

Thorner Zeitung.

Nr. 180 — Donnerstag, den 4. August — 1898

Bilder aus dem Leben des Fürsten Bismarck.

Von Robert Berndt. (Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

8.

Parlamentarischer Frühschoppen.

In das alte stille Palais in der Wilhelmstraße zu Berlin, in dem der Kanzler des deutschen Reiches wohnt, treten nacheinander zahlreiche Männer ein. Sie tragen alle schwarze Gesellschaftskleider und hohe Hüte und aller Gesichter zeigen den Ausdruck gespannter Erwartung. Parlamentarischer Frühschoppen bei Bismarck — Jeder weiß, daß ihn da Hochinteressantes erwartet. Der Bismarck der parlamentarischen Tribüne und der des parlamentarischen Frühschoppens — das sind zwei ganz verschiedene Menschen. Der kampfbereite Löwe stellt sich hier als liebenswürdiger Wirth dar, der darauf Bedacht nimmt, daß seine Gäste sich in seinem Hause wohl fühlen und selbst für die Anordnungen sorgt. Hier scheinen die politischen Gegensätze verschwunden; dem Zentrumsmann und dem Fortschrittler, dem Konservativen und dem Nationalliberalen kommt der Kanzler mit der gleichen Freundlichkeit entgegen, für Jeden hat er eine Liebenswürdigkeit und ist mit seiner sprudelnden Frische überall. Die Speisen im Bismarck'schen Hause sind gut und die Weine nicht minder, das Bier schäumt und die Zigarren glimmen, und bald herrscht überall die lebhafteste und heiterste Stimmung, die nur Tyras, der Reichshund, dem man nachsagt, daß er eine Antipathie gegen die Feinde der Regierung habe, nicht immer zu theilen scheint.

Welche Fülle von interessanten Physiognomieen tauchen hier bunt durcheinander auf. Hier das charaktervolle Gesicht des Herrn von Levetzow und dort die vornehme Gestalt Bennigsen's. Der lebhafte Rickert spricht mit dem fast unabsehbar langen Professor Eneccerus, der elegante Pole von Koscielski plaudert mit dem geistreichen und beweglichen Hammacher, und Graf Herbert Bismarck unterhält sich mit einem Manne von echtem Gelehrtentypus: Rudolf Gneist. Durch die Gruppen wandert zuweilen, von sorglicher Hand geführt, ein höchst kurzsichtiger und sehr kleiner Herr mit einem kahlen, stark ausgebildeten Schädel: die „Perle von Meppen", Ludwig Windthorst.

Wer aber irgend kann, der sucht seinen Platz dort zu erhalten, wo der Reichskanzler unermüdlich plaudernd bei seiner treuen langen Pfeife sitzt. Das ist der Ort, wo Bismarck der geistreiche Plauderer erst zur Geltung kommt. Von ihm weiß die Weltgeschichte nichts, aber die Menschengeschichte wird sein Bild um so liebevoller aufbewahren. Wie sprüht er von Leben und Geist, wie fängt er die Gedanken der Anderen auf, um die seinen im behenden Spiele der Unterhaltung zurückzuschleudern! Politik und Küche, Dinge und Menschen, Vergangenheit und Gegenwart, Jagd und Polizei — das alles kam und ging in diesen Gesprächen und zahlreich waren die „geflügelten Worte", die hier entstanden.

Und was für jeden Besucher immer von Neuem bei diesen Unterhaltungen überraschend und interessant war, war die Offenheit, mit der sich hier die Weltgeschichte im Negligee präsentirte. In diesem Hause, wo die Fäden der europäischen Politik zusammenliefen, hier, wo der epochemachende, über Völkergeschicke entscheidende Berliner Kongreß getagt hatte, hier plauderte der Kanzler über seine politischen Erlebnisse, seine Ansichten und Gedanken mit einer Offenheit, die allen diplomatischen Traditionen zuwider läuft; er nennt seine Feinde Feinde, und den Dummen einen Dummen und heftet ihm noch ein treffendes Witzwort an; er giebt Enthüllungen aus der großen Geschichte der jüngsten Vergangenheit und spricht über seine Beziehungen zu Fürsten und Politikern wie im engsten Familienkreise.

Dichter haben sich die blauen Rauchwolken zusammen gezogen, ein Theil der Besucher hat das Palais bereits verlassen und nur noch ein kleines Häuflein Getreuer umringt den Fürsten, der unermüdlich im Gespräche ist. Da lebt der Göttinger Student in ihm auf und freut sich des Frühschoppens und der Gemüthlichkeit, und erst wenn der letzte Gast sich verabschiedet hat, denkt auch der Fürst an den Schluß, leert noch einen Schoppen, thut einen Seufzer und — kehrt zurück unter die Herrschaft Schweninger's und der strengen Arbeit.

III. Der Lebensabend.

9.

„Wir deutsche fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt."

Das ist ein Stürmen und Drängen auf der Leipzigerstraße. Der Theil der Straße vom Herrenhause bis zum Reichstagsgebäude ist von einer dichten Menschenmenge besetzt, die nicht vom Platze weicht. Tausende erwarten hier den Reichskanzler. Man weiß, daß er, der nur noch bei außerordentlichen Gelegenheiten selbst im Parlamente erscheint, heut sprechend wird; man weiß, daß er anläßlich der großen Militärvorlage sich über die ganze politische Situation äußern wird, die durch die Veröffentlichung des deutsch-österreichischen Vertrages eine völlig neue Signatur erhalten hat.

Drinnen im Reichtagshause gehts noch stürmischer zu. Da rennen und wogen Ungezählte durcheinander, die sich bemühen, Einlaß auf den Tribünen zu erhalten. Wer heut nur irgend eine Beziehung zu einem Abgeordneten hat, sucht sie zu verwerthen, bittet, fleht, strengt alle Mittel an. Doch vergebens — längst sind alle Tribünen zum Brechen voll; selbst die sonst weniger besuchte Hofloge ist heut gefüllt, und man sieht dort das ernste Gesicht des einstigen Thronfolgers, des Prinzen Wilhelm, der selbst Ohrenzeuge der Kanzlerrede sein will.

Und voll wie die Tribünen ist das Haus. Es sind nur Wenige, die an diesem großen Tage fehlen, und diese Wenigen sind durchweg durch unüberwindliche Schwierigkeiten verhindert zu erscheinen. Heut fühlen sich die Reichsboten in ihrer vollen Bedeutung, und sie dürfen es. Sie wissen, daß die Augen ganz Deutschlands — nein, der ganzen Welt in diesen Stunden auf das schlichte Haus in der Leipzigerstraße gerichtet sind, daß Hunderte und aber Hunderte jedes Wort, das hier gesprochen wird, jede Handlung, die heut hier sich ereignet, eilends in alle Himmelsgegenden hinaustelegraphieren werden. Durch das Amphitheater der Sitzungsbänke geht ein unruhiges, erregtes Summen und Flüstern.

Da ist er! Wohler und stattlicher, als man ihn erwartet. Graf Hebert ist bei ihm und ist im behilflich. Schon ist Bismarck's Stellung zu seinen Zeitgenossen eine andere geworden. Er ist nicht mehr der Mitstrebende, der Genosse in Reih und Glied; er ist bereits über Alle hinausgewachsen, ist eine historische Gestalt geworden, zu der man mit tiefer Ehrfurcht emporblickt. Und wie er sich nun erhebt und sein Auge die Versammlung überfliegt, da legt sich ein tiefes Schweigen über den dichtgefüllten Saal. In diesem Augenblicke fühlt Jeder ganz, was Bismarck aus Deutschland gemacht hat; lauscht doch die ganze Welt gespannt auf jedes der leisen Worte dieses alten Mannes!

Er spricht vom Ernste der Situation, von ihren Gefahren, von der delikaten Lage. Vorsichtig und doch offen, schonend und doch ohne Rückhalt. Er hebt die Besserung der politischen Verhältnisse hervor. Erinnerungen und Enthüllungen, Scherze, pointenreiche Worte und tiefe Gedanken jagen einander, beleben seine Rede, die einen gewissen Grundton heiterer Seelenruhe zeigt. Aber allmählich wird er ernster und ernster. Er kommt zu seinem Hauptpunkte: er rechnet einmal ganz mit Rußland ab. Ein Jahrhundert zurück führt er alle Posten auf und zeigt, daß das „Saldo der Dankbarkeit" durch Deutschland reichlich beglichen ist. Wir wollen gut Freund mit dem Russen bleiben, aber wir laufen Niemand nach. Jedes Wort ein Licht, ein helles Licht für Freund und Feind, und athemlos hängen die Hörer an des Redners Lippen; kaum daß sie hier und da einmal Beifall rufen. Der alte Mann ist müde geworden, er netzt seine Lippen und setzt sich nieder; doch ununterbrochen strömt seine Rede weiter. Jetzt wird seine Stimme strenger, schärfer; wie Waffenklirren tönt es in ihr. Nie wird Deutschland einen Angriffskrieg führen, verkündet er feierlich, werden wir aber herausgefordert, „dann wird das ganze Deutschland von der Memel bis zum Bodensee wie eine Pulvermine aufspringen" dann wird „der feste Mann, der Familienvater, die Hünengestalten, die wir noch aus der Besetzung der Brücke von Versailles kennen," wieder zu deu Waffen greifen, dann werden wir mit Gottes Hilfe wieder siegen in gerechter Sache. Durch den Saal weht der Athem der Geschichte. Es ist, als ob der deutsche Genius selbst spreche, tapfer und ehrlich, furchtlos und gerecht. Die Herzen der Hörer schlagen, und selbst der, der sich in falschen Stolze vaterlandslos nennt, fühlt sich jetzt mit echtem Stolze als Deutscher. Und nun schließt der Kanzler seine Rede mit einem Kernworte. Furcht kennen wir nicht. „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt!" ruft er hell und stark in den Saal, in die Welt.

Einen Augenblick Schweigen. Dann löst sich der Bann und ein Jubel bricht los, wie ihn der deutsche Reichstag noch nicht gesehen. Immer von neuem braust der Sturm der Begeisterung auf, die Tribünen stimmen ein, in unbeschreiblicher Erregung schütteln sich die Männer die Hände und brechen dann von neuem in Jubel aus. In wenigen Minuten ist die Vorlage angenommen, erregt strömen die Abgeordneten auf die Straße, dort pflanzen sie die Erregung, die Begeisterung weiter. „Was ist geschehen?" „Großes, Herrliches!" Und wie ein Blitzstrahl fliegt das Wort durch die Menge: „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt!" Die Menge braust, und wie nun der Kanzler aus dem Hause tritt, da tobt ihm die Begeisterung entgegen. Der Verkehr stockt, die Straße bebt, Tausende von Armen strecken sich ihm entgegen, Tausende von Herzen schlagen ihm zu. So begleitet ihn der Jubelruf auf Schritt und Tritt den ganzen Weg bis zu seinem Hause, nur zuweilen übertönt ihn die mächtige Weise eines Vaterlandsliedes.

Und der Telegraph trägt die Kunde in alle Welten, und Fürsten und Völker und Diplomaten denken über den furor teutonicus nach und die Nation, die Gott fürchtet und sonst nichts auf der Welt.

* * *

10.

Im Charlottenburger Mausoleum.

(27. März 1888).

Der Vorfrühlingstag neigte sich seinem Ende zu und über das Charlottenburger Königsschloß, in dem Kaiser Friedrich die Augen geschlossen und Kaiser Wilhelm seine letzte Ruhestädte gefunden hatte, senkte sich schnell der Abend herab. Da fuhr von dem Seiteneingang des Palastes ein Wagen vor und ihm entstieg die noch immer mächtige Gestalt des Reichkanzlers. Nein — des gewesenen Reichkanzlers, des Gefallenen, dessen Entlassung vor einer Woche die Welt in eine ungeheure Erregung, in eine Art athemloser Beklemmung, Deutschland aber in eine schmerzliche Erstarrung versetzt hatte. Kaum hatten die Wenigen, die hier einen einsamen Abendspaziergang machten, den Fürsten bemerkt, da war er schon in der Portale verschwunden und schritt durch den schönen Park dahin, dem Wege folgend, der ihn an der Orangerie vorüber führte.

Stiller und ernster wurde es um ihn. Die lustigen Bildwerke, mit denen die Vergangenheit die Alleen geschmückt hatte, lagen hinter ihm, eine feierliche Fichtenallee nahm ihn in ihr Dunkel auf, — und jetzt stand er vor seinem Ziele: dem Mausoleum.

Abschied wollte er nehmen, Abschied von seinem theuren und treuen alten Herrn, Deutschlands erstem Heldenkaiser, der da unten den ewigen Schlaf schlief. Der Mann von Blut und Eisen — wer hätte ihn heut und hier wohl wiedererkannt, wie er zu der weihevollen Stätte der Erinnerung pilgerte, wie er seinem Gefühle ganz sich hingab, wie er kaum die in seinem Antlitze zuckende Bewegung beherrschte! Morgen sollte er die Stadt verlassen, die er zur Hauptstadt des mächtigsten Reiches der Welt gemacht; würde er sie wohl je wiedersehen? Dunkel war die Zukunft, und ohne Abschied mochte er von Kaiser Wilhelm I. nicht weggehen.

Drei Rosen trug der einsame Mann in der Hand, wie er in das Mausoleum eintrat. Matt schien noch ein blauer Strahl des weichenden Tageslichts durch die hohen Fenster, während er einen Augenblick an den Särgen Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise verweilte. Dann schied sich der Fürst vom Tage und stieg hinab in die Kaisergruft und blieb — allein.

Allein mit dem Geiste des theuren Todten und einer Welt von sorgenvollen und bitteren Gedanken, von Erinnerungen und Befürchtungen. Vor ihm stieg die Gestalt Kaiser Wilhelms auf, treu und schlicht, kernig und gesund, vornehm und stolz, und doch so tiefbescheiden und so gerecht gegen jedes wahre Verdienst, so dankbar für jedes. Er sah ihn vor sich in seiner jungen Ritterlichkeit, wie er dermaleinst, auf dem Hofball über seine Länge gescherzt und das Gardemaß der Frau Institia bewundert hatte; er sah ihn als den rüstigen Siegergreis und als den unermüdlich thätigen verehrten Patriarchen. Er dachte an so manche ernste Stunde, in der er mit ihm hatte ringen müssen um das Geschick der Zukunft, und an die beinahe zärtliche Huld, mit der er ihn endlich überhäuft. Und er dachte, was der stille Schläfer da wohl gesagt hätte, wenn er diese bittere Stunde hätte ahnen können, und welche Sorgen er sich dann um das geliebte deutsche Land gemacht hätte. Ja, Deutschland, das Reich, sein Reich — was sollte, was würde nun aus ihm werden, da sein getreuer Eckart von ihm ging! Doch da erhob der Einsame das gebeugte Haupt. Nein, getrost!

„Das Vaterland, das Du uns gründetest,
Steht eine feste Burg . . . . .
Das wird ganz andre Stürme noch ertragen,
Das wird sich ausbaun herrlich, in der Zukunft,
Erweitern unter Enkels Hand, verschönern,
Mit Zinnen, üppig, feenhaft, zur Wonne
Der Freunde und zum Schrecken aller Feinde!"

Ja, sein theures deutsches Vaterland — sie hatten es stark und kräftig gemacht, sie beide zusammen, der ehrwürdige Todte und er, und jetzt in diesem ernsten Augenblicke dankte er seinem alten Herrn noch einmal, daß er ihm seinen Antheil an dem großen Werke neidlos vergönnt.

Und tiefernst, doch hoch aufgerichtet, verließ Fürst Bismarck die Gruft seines kaiserlichen Herrn.

* * *

11.

Am 1. April 1895.

Es summt und rauscht tausendfältig auf den sonst so stillen Wegen des alten Sachsenwaldes. Fahnen flattern, bunte Gewänder blitzen in der Sonne, Lieder erklingen und alles übertönt der Marschtritt von Tausenden. Die deutschen Studenten, des Vaterlandes Blüthe und Hoffnung, sind es, die herbeigeeilt sind, um dem Gründer des Reiches an dem Tage, an dem er sein 80. Lebensjahr vollendet, zu huldigen. Aus allen Theilen des Reiches sind sie gekommen; Corps und Burschenschaften, Universitäten und technische Hochschulen — sie alle sind zur Stelle. Stolz tragen die jungen Leute die farbigen Banner und den studentischen Schmuck und ihre Augen leuchten und die Pulse klopfen dem großen Augenblicke entgegen.

Nun sind sie vor dem schlichten Herrenhause von Friedrichsruh angelangt. Vor ihnen erglänzt die breite Terrasse im Lichte der Sonne, die nach langem Kampfe endlich die dunkeln Wolken überwunden hat. Da stehen harrend die Hausgenossen und Freunde des Fürsten. Auch die greise Schwester, die treue „Arnimen" fehlt nicht, lächelnd lorgnettirt sie das junge Volk da unten. Nur eine fehlt an diesem Ehrentage, — die Gattin, die der grimme Tod entführt hat . . .

Und nun öffnen sich die Flügelthüren und er tritt heraus in den jungen Frühling, ein Greis, den das Alter gebeugt, aber nicht gebrochen hat, gewaltig noch immer in seiner Kürassieruniform, Leben in jedem Nerv. Schritt für Schritt tritt er langsam bis zum Terrassenrande heran, und nimmt den blinkenden Stahlhelm ab, und grüßt.

Grüßt mit einem langen, tiefen Blicke seiner leuchtenden, großen Augen, der den ihm so wohlvertrauten Schloßpark und den rauschenden, frisch ergrünenden Sachsenwald und die unübersehbare Menge umfaßt, die Kopf an Kopf sich da unten vor ihm drängt, — weiter, als sein Auge sehen kann, bis tief in die Waldeinsamkeit hinein. Grüßt die deutsche Jugend, der die Zukunft gehört und die sich heut zu ihm bekennt, die ihm heut huldigt als ihrem Ideale, die ihm mehr als verehrt, — die ihn liebt. Sagen das nicht die strahlenden Blicke, die ihn grüßen? Nicht die klirrenden Speere, die sich senkenden Fahnen? Nicht der brausende Jubel, der wie ein Sturm zu ihm hinaufrauscht, nnd drüben über den kleinen See ein Riesenecho findet bei einer vieltausendköpfigen Menge? Der Fürst grüßt und winkt und lächelt; er fühlt, dieser Tag krönt sein Werk, die Zukunft erklärt sich für ihn.

Von der Zukunft spricht er nun auch zu ihnen. Von dem, was errungen ist, und was sie halten sollen; von dem Guten, das sie nicht preisgeben sollen für ein vermeintliches Bessere. Durch die tiefe Stille, die nur ab und zu ein Rauschen der Banner, ein Knarren der Fichten im Winde unterbricht oder das ferne Jubelgeschrei derer, die noch hinten weit im Walde stehen, durch die Stille ziehen seine schlichten Worte, durchtränkt von der köstlichen Weisheit der Erfahrung eines wohlangewandten Lebens, durchleuchtet von der Milde eines abgeklärten Alters. Und den Jünglingen ist es wie ein Traum, daß hier in der deutschen Waldeinsamkeit ihre verkörperte Geschichte selbst zu ihnen spricht und ihren Blick auf die Höhen hebt, anf denen das Alltägliche verschwindet und nur noch das Große und Ewige sichtbar bleibt. Märchenhaft, wie das ganze Leben des Gewaltigen, ist es, daß er hier im ehrwürdigsten Greisenalter der blühenden Jugend seinen letzten Willen sagen und tief ins Herz prägen kann.

Und nun ziehen sie an ihm vorbei. Ein endlos langer Zug, und immer mehr noch strömen vom dunklen Waldrande her. Aufmerksam blickt der greise Fürst auf sie herab und auf ihre Banner: Bayern und Hollsteiner, Schlesier und Elsässer — ja, sie sind noch alle beieinander und werden's bleiben; denn die Kette, die der Meister Schmied gearbeitet, ist gut. Und in der Freude seines Herzens ergreift er ein paar Rosen und wirft sie den Jünglingen hinab. Arme Rosen! Hundert Arme strecken sich ihnen entgegen, kämpfen um sie, zerpflücken sie, und wer nur ein Blatt erobert hat, ist Jubels voll. Da lacht der Greis, lacht so ein herzliches Lachen, wie es nur ein freies Herz und eine reine Seele haben kann, und wirft mehr Blumen hinab, und immer mehr; alle Damen auf der Terasse müssen ihm ihre Sträuße hergeben und unten fangen die Begeisterten die Blumengrüße auf. Sie jubeln hinauf und er lächelt hinunter: das ist nicht mehr der gewaltige Staatsmann, der Gründer des Reiches, der Mann von Blut und Eisen, dem sie ehrfürchtig huldigen, — das ist ein deutscher Mann, der sein Volk von Herzen liebt und dem es seine Liebe vergilt von Herzensgrunde.

* * *

12.

Der Einsiedler im Sachsenwalde.

Auf einer Bank im Schloßparke sitzt der Greis von Friedrichsruh, freut sich der wohligen Sorne und zeichnet mit seinem Stocke Figuren in den Sand.

Wie schwach ward sein Fuß und wie eng sein Kreis! Er, der einst rastlos Europa vom Süden zum Norden und von Ost nach West durchflog, ist jetzt zufrieden, wenn er zur nahen Bank fahren und die Sonne genießen kann.

Abgefallen sind alle Schlacken von ihm, ausgebrannt ist die flackernde Leidenschaft, still ist's in ihm, wie um ihn. Ihn erfüllt die Liebe Gottes und der Menschen.

Er verlangt nichts mehr von der Welt, er versteht und verzeiht, „über der Menschen Thun und Gebahren blickt er mit ruhiger Klarheit dahin".

Gleichmäßigen Schrittes wandeln die Tage des Greisenalters leise dahin und Jeder bringt ihn der Pforte näher, die er nicht fürchtet. Wenn aber die liebe Sonne scheint, dann sitzt er gern auf der Bank und zeichnet Figuren in den Sand und horcht auf die Stimmen, die sein über Alles geliebter Wald ihm zuträgt.

Was rauscht der Wald dem Einsiedler von Friedrichsruh zu?

Er flüstert ihm die leisen Grüße der Abgeschiedenen zu, die ihn rufen: der theuren Gattin, des unvergeßlichen königlichen Herrn, des heldenhaften Kronprinzen, der großen Mitpaladine. Sie mahnen ihn und rufen ihn zu sich und er ist bereit und harrt der Stunde.

Er trägt ihm Nachricht zu von dem brausenden Leben da hinter dem Walde, und manche Botschaft, daß er sich noch einmal gürten und auf die Wahlstatt treten möge. Doch der Greis schüttelt lächelnd das Haupt und horcht weiter . . . .

Er bringt ihm die Grüße seines Volkes. Er bringt die Männer zu ihm, Alte und Junge, Handwerker und Gelehrte, Männer von den Alpenbergen und vom Bernsteinstrande, die ihm künden, daß der greise Einsiedler nicht einsam ist, daß ein ganzes großes, freies und dankbares Volk mit ihm lebt, fühlt, bei ihm weilt und für jede Stunde seines Lebens in tiefer Freude dankbar ist. Daß im einsamen Sachsenwalde Deutschlands Herz und Liebe wohnen; daß seine Volksgenossen zu seinem stillen Heim pilgern, um sich durch einen Blick in seine treuen Augen Trost zu holen in trüben Zeiten und Zuversicht in des deutschen Volkes Bestimmung und Zukunft; daß Deutschland sich zu seinem großen Sohne gefunden hat und nie wieder von ihm lassen wird . . . . . .

Rauschet leise, ihr Bäume des Sachsenwaldes, wehe sacht, linde Sommerluft; stört den stillen Mann, der nach jahrzehntelanger schwerer Fahrt zu seiner Waldeinsamkeit zurückgekehrt ist, nicht in seinen Gedanken. Denn jeder seiner Gedanken ist eine Sorge für das Deutsche Reich und ein Segen über sein Volk, das über alles geliebte.

Todtgebetet.

Eine römische Künstler-Skizze von **Otto Girndt.**

(Nachdruck verboten.)

Im Atelier eines angesehenen römischen Malers saß ein Mädchen aus dem Volk häufig Modell. Die gluthäugige Ninetta hatte im Gegensatz zu Vielen ihres Geschlechts, deren Gewerbe es ist, Künstlern als Modell zu dienen, nichts Freches in ihrem Wesen, vielmehr etwas Strenges, Herbes, was Jedem, der mit ihr sprach, Zurückhaltung auferlegte. Auch ihre Ausdrucksweise blieb stets gemessen, sogar wortkarg. Leeres Geschwätz schien ihr zuwider. Erhielt der Maler in seiner Arbeitszeit Besuche, so schwieg Nenetta vollständig, wenn der Fremde nicht Fragen an sie richtete, die sie dann kurz und bündig mit unveränderlich ernster Miene beantwortete. Nur einem alten Freunde des Künstlers, einem deutschen Professor, gegenüber machte sie eine Ausnahme. Der Gelehrte kam jede Woche wenigstens einmal in das Atelier und verweilte mitunter stundenlang. Zu ihm hatte das Mädchen Vertrauen gefaßt, da er sie immer höflich begrüßte und in die Unterhaltung zog, die den Meister des Pinsels nicht hinderte, seine Thätigkeit an der Staffelei fortzusetzen.

Eines Vormittags fand sich der Deutsche wieder ein. Der Künstler kannte ihn schon an der Art, wie er anklopfte, und rief ihm entgegen: „Sie kommen mir eben recht, lieber Alter, ich habe heut nicht die Spur Lust, Etwas zu thun. Nach der langen Regenperiode der erste Morgen, wo der römische Himmel sich seiner selbst schämen muß! Lassen Sie uns in's Freie!"

Der Professor erklärte sich einverstanden. „Ninetta", fuhr der Maler fort, „wird auch froh sein, erlöst zu werden."

Das Mädchen erhob sich vom Modellstuhl und schüttelte den schwarzen Krauskopf: „Sie wissen, wie gerne ich hier bin, Signore Luigi, lieber, als irgendwo anders. Befehlen Sie mich morgen?"

„Ja, ich bitte!"

Sie ging leichten Schritts in das Nebenzimmer, um ihre Kleidung zu ordnen. Der Deutsche blickte ihr nach und sagte mit gedämpfter Stimme: „Doch ein reizendes Geschöpf! Jede Bewegung voll natürlicher Anmuth! Eigentlich wunderbar, daß sie durchaus sittsam geblieben! An Nachstellungen wird es schwerlich gefehlt haben".

„Es fehlt noch nicht daran", versetzte Luigi ebenso leise, „aber sie ist durch die Erinnerung an ihre arme Schwester Palmira gegen alle Versuchung geschützt. Ich will Ihnen unterwegs davon erzählen. Es wird Sie nicht langweilen und Ihnen zugleich einen Begriff von der Macht des Aberglaubens geben, der in unserer katholischen Welt herrscht".

Der Deutsche lächelte: „Nun, Aberglaube ist auch in protestantischen Landen genug zu finden".

„Sie werden ja sehen", erwiderte der Maler, „ob Ihr Norden in der Beziehung den Vergleich mit dem Süden aushält."

Indem kehrte Ninetta, für die Straße gerüstet, zurück, reichte den beiden Herren die Hand und empfahl sich. Nach wenigen Minuten machten sich auch die Freunde auf den Weg. Ihr nächstes Ziel war der Monte Pincio, auf dem die Judasbäume im ersten, vollen Frühlingsschmuck ihrer rothen Blüthen prangten. Langsam dahinschlendernd, begann der Römer:

„Was ich Ihnen mittheile, weiß ich nur aus Ninetta's Munde, die Schwester habe ich nicht gekannt; Palmira soll aber noch schöner gewesen sein, als mein Modell. Sie ließ sich von einem reichen Thunichtgut verführen, der ihr die Ehe versprach. Er dachte nicht daran, sein Wort zu lösen. Der Vater der Mädchen, ein einfacher Tagearbeiter, kam hinter das Verhältniß der Aelteren, suchte den losen Vogel auf und drohte ihm, wenn er die Palmira nicht zur Frau nähme, möge er sich gefaßt machen, eines unsanften Todes zu sterben. So gedrängt, erneuerte der Bursche seine Zusage, verschwand jedoch plötzlich, Niemand wußte, wohin. Trotzdem hing sein verlassenes Opfer fortdauernd mit leidenschaftlicher Liebe an ihm. Ein Schlag kam zum andern, die Kinder verloren den Vater, er verunglückte bei einem Brückenbau. Nun standen die verwaisten Mädchen allein, die Mutter war ihnen schon mehrere Jahre vorher entrissen worden. Palmira kümmerte sich nicht darum, wovon sie leben sollten: sie legte die Hände in den Schooß und beschäftigte ihre Gedanken nur mit dem treulosen Taugenichts. Ninetta schaffte den Erwerb für sich und die Schwester herbei, indem sie sich als Modell vermiethete. Eines Tags kam ein Bekannter zu den Mädchen, der Nachforschungen nach Palmira's Liebhaber angestellt. Er hatte ermittelt, daß der Flüchtling sich nach Südamerika gewendet und in Brasilien ein ganz behagliches Leben führe. Statt sich den Schurken nun aus dem Sinn zu schlagen, schrieb Palmira an ihn, sie wolle ihm alles gebrannte Herzeleid, das er ihr bereitet, vergeben, wenn er heimkehre oder ihr Geld sende, daß sie ihm nachfolgen könne. Von Monat zu Monat wartete sie in wachsender Gemüthserregung auf Antwort. Als ein halbes Jahr verstrichen war, mußte sie wohl einsehen, wie vergeblich sie hoffte, und plötzlich verwandelte ihre Liebe sich in wüthenden Haß. Sie schrieb dem Menschen einen zweiten Brief, sie werde sich rächen und ihn todtbeten."

Hier warf der Professor den Kopf: „Wie sagen Sie, Freund? Todtbeten?„

Ja, ja", nickte Luigi, „den Glauben an diese Möglichkeit hegen Viele bei uns im Volk, sogar auch in höhreren Kreisen. In unseren Kirchen müssen Sie an den Wänden vielfach silberne Hände, Füße und Herzen bemerkt haben, als Dankgeschenke dargebracht von genesenen Kranken, die ihre Herstellung weder der Natur, noch der ärztlichen Kunst, sondern lediglich den inbrünstigen Gebeten zur Gottesmutter oder zu einem hervorragenden Heiligen zuschreiben. Sehen Sie, Bester, dergleichen ist bei Ihren protestantischen Konfessionsgenossen nicht möglich. In katholischen Ländern dagegen besitzt nach der Meinung der Menge eifriges Gebet die Kraft, sowohl das eigene Leben des Beters zu verlängern, als auch fremdes Dasein zu verkürzen."

„Jetzt bin ich doch", sagte der Deutsche, „auf den Erfolg begierig, den das Unternehmen bei der Palmira gehabt."

„Hören Sie nur!" versetzte der Maler. „Zuerst ging sie zu einem Priester und forderte, er solle Seelenmessen lesen, damit ihr Verführer stürbe. Der Geistliche stellte ihr sanft vor, das würde schwere Sünde sein, und schickte sie fort. Sie beruhigte sich aber nicht, wandte sich mit ihrem Ansinnen an einen anderen, und als sie seinerseits die gleiche Abweisung erfuhr, meinte sie trotzig, sie werde ihren Zweck auch allein erreichen, wenn sie jeden Morgen und Abend die Madonna und die Heiligen anflehte, ihn in Amerika umkommen zu lassen. Ninetta suchte sie davon abzubringen, ermahnte sie, als echte Christin dem Schuldigen zu vergeben, doch dadurch wurden die Zornausbrüche der Rachsüchtigen nurgegen die Schwester selbst gekehrt. Demzufolge schwieg Ninetta fortan und ließ die Palmira gewähren. Die arme Närrin raffte Alles zusammen, was sie vormals an kleinen Geschenken von ihrem Liebsten empfangen, Ohrringe, Busennadeln, Spangen, trug die Gegenstände einen nach dem andern hinaus auf den Friedhof und vergrub sie dort an einem leeren Platz nahe der Mauer, wobei sie beständig Verwünschungen murmelte, was der Ansicht, die sie verfolgte ebenfalls förderlich sein soll. Undin der That, ihr dämonisches Verfahren wirkte; denn nach einigen Wochen erschien der Bekannte wieder bei den Mädchen und brachte die Nachricht, Palmira's Ungetreuer sei am Fieber gestorben. In dem Moment erfolgte ein neuer Umschlag im Herzen der Selbstpeinigerin. Ihr Haß schwand, sie machte sich bittere Vorwürfe daß sie des Menschen Ende herbeigeführt; denn sie war fest überzeugt, nur ihre Handlungsweise habe ihm den Tod zugezogen. In ihrer Seelennoth lief sie zum Beichtiger, klagte ihm ihre Gewissensbisse und verlangte, er solle ihr die härteste Kirchenbuße auferlegen. Der gute Mann that ihr indeß den Gefallen nicht, sondern setzte ihr vielmehr auseinander, sie sei in einem Wahn befangen, weder die Madonna, noch die Heiligen hätten auf ihre Gebete gehört, ihren Geliebten habe einfach das bösartige gelbe Fieber hinweggerafft, das in Südamerika alljährlich so und so viele Eingeborene und Einwanderer verzehre. Aber das unglückliche Beichtkind meinte es besser zu wissen, als der Seelsorger, der sie zuletzt mit den Worten entließ: „So helfe Dir der Himmel!" Gesenkten Kopfs kam sie nach Hause und ward von Tag zu Tag mehr in sich gekehrt. Was Ninetta, die unverdrossen ihrem Lebensunterhalt nachging, der Kranken an Nahrung bot, blieb fast unberührt, Palmira magerte zum Sklett ab, in Kurzem mußte der Körper aufgerieben sein. Dauerte es ihr zu lange, bis die Erlösung eintrat, oder übermannte die Schwermuth sie in unbewachter Stunde zu gewaltig, genug. sie benutzte eines Tags die Abwesenheit der Schwester, nahm ein Päckchen Streichhölzer, schabte den Phosphor ab und trank ihn in Wasser hinunter. Ninetta fand sie am Boden liegend, sich in Schmerzen windend, doch bei klarem Bewußtsein. Zu retten war sie nicht, wollte es auch nicht werden; die gräßlichen letzten Qualen ertrug sie gefaßt, nur zufrieden, daß sie dadurch, wie sie sagte, ihre Schuld abgebüßt."

Der Erzähler war zu Ende. Sein Begleiter schritt eine Weile still neben ihm her, dann hob er an: „Ich gestehe Ihnen, mehr Theilnahme und Bedauern, als die Todte mit ihrem Gebahren, flößt mir die brave Ninetta ein; denn derartige Jugendeindrücke verwischen sich nicht, sie werfen einen Schatten in's ganze spätere Leben. Wo und wie haust das Mädchen jetzt?"

„Sie wohnt zur Miethe bei einer alten Wittwe", erwiderte Luigi, „bei der sie sich auch in Kost gegeben. Früher hatte sie für Zwei zu sorgen, jetzt kann sie von ihrem Verdienst sparen; denn sie ist als Modell gesucht."

„Kapitalien wird sie dennoch nicht sammeln", wandte der Professor ein, „und wenn mit der Schönheit auch der Erwerb schwindet, was dann?" Der Maler zuckte stumm die Achsel, der Andere fuhr fort: „Ich wollte ihr wünschen, sie fände einen rechtschaffenen Mann."

„Verheirathen wird sie sich wohl kaum", erhielt er zur Antwort, „selbst wenn sich ihr Gelegenheit böte."

„Warum nicht?"

„Sie müssen sich aber nichts gegen sie merken lassen, Professor, dann will ich Ihnen den Grund sagen. Ninetta hat eine Neigung gefaßt, die aussichtslos ist, aussichtslos bleiben muß."

„Darf ich wissen, zu wem? Sie brauchen ja keinen Namen zu nennen."

„Zu einem Kollegen von mir", erklärte der Maler. „Es wäre nicht der erste Fall, daß ein Künstler sein Modell zu seiner Frau machte, im Gegentheil, es kommt recht häufig vor, pflegt sich aber meistens bald bitter zu rächen; denn der Unterschied der Bildung verhindert beide Theile, dauernd glücklich zu werden. Ninetta sieht das auch ein, da es ihr nicht an natürlichem Verstand gebricht. Als mein Kollege ihre Leidenschaft entdeckte, war er ehrlich bemüht, sie zu unterdrücken, legte dem Mädchen einfach dar, daß eine Ehe mit ihr seine gesellschaftliche Stellung ruiniren würde, und wollte sie nicht wieder in sein Atelier kommen lassen. Aeußerlich ebenso ruhig wie er, entgegnete sie, wenn er ihr das einzige Glück raube, das sie habe, spränge sie noch selbigen Tages in den Tiber; dulde er hingegen ihre Besuche nach wie vor, so schwöre sie sich kein Leid anzuthun, sondern in das Unabänderliche zu fügen. So behielt er sie denn ferner als Modell. Vielleicht nährt sie im Stillen die Hoffnung, ihre Treue, bescheidene Anhänglichkeit werde ihr doch noch sein Herz gewinnen; indeß darin irrt sie. Er hat kein Verlangen, seinen Junggesellenstand aufzugeben. Mag es nur auch nie in ihm erwachen; denn sähe Ninetta ihn willens, eine Andere zu heirathen, als sie selbst, sie legte voraussichtlich in irgend einer Weise Hand an sich!"

Luigi schwieg, lüftete den Hut und strich sich über die Stirne, als wäre ihm zu heiß. Der Freund merkte, daß der Maler sein eigenes Verhältniß zu Ninetta geschildert, sprach es jedoch nicht aus, sondern lenkte ab: „Wir sind an der Porta del Popolo, wollen wir über Ponte Molle hinaus in die Villa Madonna? Heut am Sonnabend ist sie geöffnet."

„Gut!" stimmte der Römer bei, „und über den Monte Mario wandern wir in die Stadt zurück, ein langer Marsch wird mir wohlthun". Er pfiff leise vor sich hin, dem Deutschen an seiner Seite gelang es nicht, eine heitere Stimmung zu finden.

Vermischtes.

Fürst Bismarck bewahrte von seinen **Erlebnissen in Berlin** viele ernste und heitere Erinnerungen. Allerliebst waren Straßenerlebnisse, die er einst im Freundeskreise zum Besten gab: „Als ich noch keine andere Auszeichnung besaß als die Rettungsmedaille, deren Band genau so aussieht wie das des Rothen Adlerordens dritter Klasse, rief mir ein Junge in Berlin auf der Straße zu: „Kann ick Ihnen nich eene Droschke besorjen, Herr Baurath?" — Als ich dann den Majorsrang erworben hatte und einmal in Uniform ausging, hielt mich ein Schutzmann für einen ernsthaften Major und ersuchte mich, dienstlich gegen eine Menschenansammlung einzuschreiten, die den Verkehr sperrte, und mit der er allein nicht fertig wurde. Ich that das bereitwilligst, erklärte ihm dann aber, als er noch andere derartige Wünsche zu haben schien, doch, daß es mir leid thue, nebenher noch preußischer Ministerpräsident zu sein und als solcher augenblicklich nicht weiter zur Verfügung des Herrn Schutzmanns stehen zu können. Später habe ich es allerdings auch zum General gebracht und komme in Berlin an einem Schutzmann vorbei, der mich nicht grüßt. „Grüßen sie denn nicht Offiziere?" fragte ich ihn. „Ja, Herr," versetzte er treuherzig, „aber nur die höheren." „Na, rechnen Sie einen General nicht zu den höheren Offizieren, guter Mann?" „Das wohl, aber Sie sind doch —" „Sie wissen wohl nicht, daß ich der Reichskanzler bin?" „Nein, woher sollte ich das wissen," rief er betroffen, „ich bin eben erst vom äußersten Osten nach Berlin versetzt worden." Ich war so erfreut, daß mich einmal jemand in Berlin nicht kannte, daß ich gegen den Mann durchaus keine Anzeige erstattete.

Das Museum der schlesischen Alterthümer in Breslau ist in der Nacht zum Freitag von **Einbrechern** heimgesucht worden. Viele kostbare Schmuckgegenstände, sowie Münzen sind gestohlen worden. Von den Dieben fehlt jede Spur.

Zu seiner ersten Heilstätte legte der Berlin-Brandenburger Heilstättenverein für Lungenkranke am Dienstag in **Belzig** den Grundstein.

Für die Redaktion verantwortlich: Carl Frark, Thorn.

Druck und Verlag der Rathsbuchdruckerei Ernst Lambeck, Thorn.